**Sonntagspost vom 18. Juli 2021, Manuela Steinemann, zu 1. Kön 17, 1-16**

***Lied***: RG 823, 1-5, Brich den Hungrigen dein Brot

Liebe Gemeinde

Sie kennen bestimmt die Geschichte gut, in der Jesus 5000 Menschen mit 12 Broten und 12 Fischen versorgt. Die Geschichte, wie diejenigen anfangen zu murren, die Jesus zuhören - weil sie langsam Hunger bekommen. Wie sie sich wieder beruhigen und ihr Gemurre hoffentlich in Staunen umschlägt, als sie zu essen bekommen, mehr als sie eigentlich brauchen, obwohl gar nichts da war.

Ich entführe Sie in dieser Predigt in eine Geschichte, die ganz ähnlich klingt - aber im Gegensatz zur Speisung der 5000 steht am Anfang nicht ein ungeduldiges „Murren“ der Menschen, sondern die nackte Angst ums Überleben. Die Geschichte würde eigentlich auch ganz gut in die Sommerjahreszeit passen - auch wenn sie in diesem Jahr mit all dem Wasser um uns herum völlig unvorstellbar ist:

In Israel herrscht eine lange, lebensbedrohende Dürre. Und mitten drin ist Elija. Elija ist ein Tischbiter - ein Nomade oder Kleinbauer in Israel, der darunter leidet, dass das ganze Land immer stärker auf verschiedene Grossgrundbesitzer verteilt worden ist. Elija ist aber nicht einfach nur ein unterdrückter Kleinbauer, der frustriert ist, sondern steht in direktem Kontakt mit Gott. Er ist ein Prophet, und wird als solcher in eine grössere Geschichte hineingezogen als die, wie Land gerecht verteilt werden soll.

In einem gewissen Sinn war es ebenfalls eine Geschichte, wem das Land gehört - welchem Gott nämlich. Gott, der Herr, der Name, Adonai - er war der Gott Israels, der einzige, aber er war als das keineswegs unbestritten. Jeder König im Land hatte mit seinem eigenen Gott geliebäugelt. Und jeder war mit seiner Ansicht irgendwann zu Fall gekommen. Was allerdings keineswegs dazu geführt hatte, dass ein Nachkomme irgendwie vorsichtiger, oder Gott treuer gewesen wäre. Im Gegenteil.

Und Achab, der König in der Zeit, in der Elija lebte, trieb das ganze auf die Spitze. Er hatte die Tochter des Baalsgötzen geheiratet, und sich damit und mit seinem weiteren Handeln völlig diesem Baal verschrieben. Dieser Baal klingt ja auch attraktiv: Er ist kein Gott, der ist wie er halt ist, wie sich der Gott Israels vorgestellt hat. Die Versprechen von Baal sind konkreter: Reichtum, Fruchtbarkeit, Wohlstand. Und bisher klappt das auch gut.

So ist es nun ein doppelter Schlag ins Gesicht: Elija prophezeit eine lange, verheerende Dürre herbei. Ausgedeutscht: Er prophezeit, dass König Achab misswirtschaftet damit, wie er Israel führt. Und er prophezeit, dass er auch falsch liegt darin, wem er vertraut bei der Führung von Israel.

Die Prophezeiung für das Land kam beim König ziemlich genau so gut an, wie man sich das vorstellt: Sie löste einen Wutanfall und eine grossangelegte Suchaktion nach dem Propheten aus. Und darum ist Elija nun auf der Flucht. Keine wilde Hals-über-Kopf-Flucht zwar, sondern eine von Gott geplante Flucht, aber doch ein Exil, das er sich selbst nicht ausgewählt hätte.

Er ging an den Fluss Kerit. Ringsumher brach die angekündigte Dürre aus. Elija war versorgt, am Bach Kerit. Wasser führt der Bach noch, und Nahrung ist zwar keine vorhanden - aber Elija wird versorgt, direkt von Gott, von Raben, die ihm Brot und Fleisch bringen. Nicht die Natur versorgt Elija automatisch. Die Dürre fordert ihre Opfer: Bäche trocknen aus, Pflanzen verdorren, Tiere sterben, weil sie zu wenig Essen und Trinken finden. Es muss für alle offensichtlich werden: der Baalsgott, von dem König Ahab versprochen hat, dass er im ganzen Land für Reichtum, Fruchtbarkeit und Wohlstand sorgen würde, hat versagt.

Gott aber bleibt, wer er ist: er bleibt der, der mit Elija mitgeht und zu seinem Plan steht. Elija musste die Nachricht überbringen, mit allen Konsequenzen. Und Gott steht zu dieser Nachricht, die er überbracht haben will - auch mit allen Konsequenzen.

Die Situation spitzt sich nochmals zu. Nun trocknet der Bach aus. Die Raben kommen zwar noch, aber für Wasser können sie auch nicht sorgen. Also fordert Gott Elija auf, weiter zu ziehen, um zu überleben. Er soll weiter, nach Sarepta, das mitten in dem Gebiet liegt, in dem Baal am stärksten verehrt wird. Die Reise geht für Elija mehr oder weniger ins Ungewisse. Er weiss nur, dass er eine Witwe um Hilfe bitten soll, die vor den Stadttoren ist.

Und tatsächlich findet er sie. Sie scheint keineswegs erfreut zu sein. Die Dürre schlägt voll zu in der Region und sie hat es bis jetzt mit Mühe und Not geschafft, gerade genug für sich und ihren Sohn zusammenzusuchen. Die Aussicht, nun noch einen dahergelaufenen Fremden mitzuversorgen, ist existenzbedrohend. Sie steht ein für sich und ihren Sohn. Wasser kann sie noch abgeben, Essen ist unmöglich. Einen Tag kann sie ihren Sohn noch ernähren, danach ist fertig.

Elija fordert sie auf, nicht darauf zu schauen, was offenbar möglich ist oder nicht. Er verlangt von ihr, gastfreundlich zu sein und ihn zuerst zu versorgen - auch wenn das den eigenen Untergang bedeutet. Das wirkt nicht unbedingt sympathisch von ihm. Andererseits, ob die Mutter und ihr Sohn heute oder wie nach eigener Aussage erst morgen sterben - was macht es für einen Unterschied? Die Tragödie, dass sie sterben wegen dieser Dürre, weil der Baalsgott nicht nur versagt dabei, Wohlstand und Reichtum zu bringen, sondern auch nur das Überlebenswichtigste bereitzustellen, die bleibt sich gleich.

Aber zur Tragödie kommt es nicht. Die Frau hört auf Elija, und sie bringt ihm zu Essen. Aus ihrem letzten Mehl, das aber ab diesem Moment nicht mehr ausgeht. Jeden Tag braucht sie Essen, um Elija, ihren Sohn und sich zu ernähren - und jeden Tag ist gerade genug Mehl im Krug. Ein Wunder. Gott bleibt der, der er ist. Er sorgt nicht für Reichtum und Überfluss, er verspricht ihn auch nicht. Aber er sorgt für das Notwendige.

Die Geschichten um Elija gehen noch weiter. Es wird keine richtig überzeugende Erfolgsgeschichte. Immer bleibt Elija unter Druck, verfolgt. Immer bleibt es ein Wettstreit zwischen dem Baalsgott, der Reichtum und Überfluss verspricht, und dem Gott, der ist und bleibt, wer er ist: treu, zuverlässig, der immer das Nötige bereitstellt.

Diese Geschichte erzählt zusammen mit der Geschichte von den 5000, die zu essen erhalten, eine dritte Geschichte. Eine, die noch einmal zeigt, worauf es ankommt in den anderen beiden:

Der Hunger, der gestillt werden muss, der kann ganz verschieden aussehen. Einmal ist er bloss eine latente Unzufriedenheit. Ein Murren über die Situation. Eigentlich wird es jetzt ungemütlich, nun kommt das Hungergefühl auf, man will und braucht etwas, und es soll bitte möglichst schnell wieder gestillt werden. Einmal ist es das unangenehme Gefühl, immer darauf angewiesen zu sein, von anderen etwas zu bekommen, damit der Hunger gestillt werden kann. Das Wissen, dass man verloren in einem abgelegenen Tal stehen würde, wenn nicht jemand sich kümmern würde.

Einmal ist es die Angst vor dem Hungertod. Die Angst, dass ganz konkret die Nahrung nicht reicht, damit der Körper weiterfunktioniert. Vielleicht auch die Angst, dass die Luft zum Atmen nicht genug ist, oder auch der Kopf, um das eigene Leben im Griff zu behalten. Also wirklich die Angst, dass man körperlich etwas dazu braucht, weil es sonst fertig ist. In den beiden Beispielen davor war der Hunger eher im übertragenen Sinn: etwas, was Sie jetzt gerade dringend brauchen, weil ohne alles aus dem Gleichgewicht gerät. Hunger nach Ruhe, nach Abwechslung, nach Frieden.

Auch die Antwort auf diesen Hunger sieht in den beiden Geschichten verschieden aus. Einmal sind es Gerstenbrote und Fisch, die sich auf wundersame Art und Weise vermehren. Einmal ist es Brot und Fleisch, das auf wundersame Art immer wieder gebracht wird. Und einmal sind es Brot und Öl, die Bestandteile von Brot, die vorbeigebracht werden. Eines aber haben die beiden Geschichten gemeinsam. Sie berichten davon, wie das Nötigste gefehlt hat und auf wundersame Weise gegeben wurde. Beide Geschichten erzählen, wie Menschen sich unruhig oder ernsthaft bedroht fühlen, weil ihnen die Lebensgrundlage fehlt - das tägliche Brot, das, was sie jeden Tag am Leben erhält. Brot wird dann zu einem Symbol für all das, ohne das wir nicht können. Und das tägliche Brot, für das Gott so treu sorgt, ist das Versprechen, dass Gott uns das, ohne das wir nicht können, zur Verfügung stellt. Nicht so, wie es die Baalspriester versprechen, dass es als Reichtum angehäuft werden kann und damit ausgesorgt wäre. Aber so, dass es immer wieder neu grosszügig gegeben wird. Manchmal gegen jede Logik, die uns erklärt, warum es möglich ist oder nicht, etwas zu erhalten. Gott ist kein protziger Baal. Aber er ist der, der er ist. Und damit setzt er sich durch gegen alles, was sich gegen ihn stellt. Jeden Tag, wenn er uns sein tägliches Brot zur Verfügung stellt.

Was ist ihr ganz persönliches tägliches Brot, das Sie von Gott brauchen?

Amen

***Gebet***

Gott

Wir beten zu dir um unser tägliches Brot, immer wieder.

Auch wenn es meist nicht das Problem ist, tatsächlich genug zu essen zu erhalten, sind wir täglich auf dich angewiesen.

Du kennst jeden und jede einzelne von uns und siehst,

wo es fehlt.

Schau immer zu uns, wende dich heute uns zu und sieh hin –

genau auf das, wo wir Raben brauchen, die uns auf wundersame Weise in der Wüste Brot bringen oder Krüge, die nicht leer werden.

Stille unseren Durst nach dem, was wir zu wenig haben,

und schaffe uns damit jeden Tag die Grundlage, zu leben.

Nicht ängstlich darauf bedacht, ob wir es schaffen, sondern aus dem Vertrauen, dass du der gleiche bist wie der Gott von Elija, der ihn niemals aus seiner Obhut gegeben hat.

Sei dabei, wenn wir mit allen Christen auf der Welt beten:

Unser Vater im Himmel

Geheiligt werde dein Name

Dein Reich komme

Dein Willen geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden

unser tägliches Brot gib uns heute

und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich, und die Kraft,

und die Herrlichkeit, in Ewigkeit.

Amen

***Lied:*** RG 323, Komm, sag es allen weiter